

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 73.

Montag, 26. März

1928.

(Schluß.)

Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Nummel.

(Nachdruck verboten.)

Stimmen und Schritte wurden im Gange laut. Ried erkannte Kirchbergs Stimme. Die andere hatte er noch nicht gehört. Die Tritte näherten sich. Es klopfte an der Türe.

„Herein.“

Ein fremder Herr in violetterm Atlaskostüm und weißen Kniestrümpfen stand in der Türe. Ried ging dem Fremden, der, von Kirchberg gefolgt, eintrat, entgegen. Der Fremde grüßte kurz und förmlich.

„Sie wünschen?“

„Monsieur le capitaine de Ried?“

„Gewiß.“ Ried bot dem Fremden einen Stuhl an, den dieser ablehnte.

Der Fremde stellte sich auf französisch vor: „Marquis de St. Eustache, ich komme im Auftrage des Herrn Comte d'Héricourt, der unten im Hofe wartet.“

„Ich stehe zu Diensten.“

Herrn Comte d'Héricourt wurde berichtet, daß seine Gattin sich hier aufhalte.

„Aufgehalten hat; Frau von Héricourt, die hier auf Besuch gewinkt, hat gestern die Insel verlassen.“

„Gestern? Das trifft sich allerdings höchst sonderbar.“ Der Marquis de St. Eustache wiegte zweifelnd den dick gepuderten Kopf hin und her, sah sich mißtrauisch im Zimmer um und musterte alles sehr genau.

„Wenn Sie mir nicht glauben wollen, dann sprich du, Kirchberg.“

„Gestern nachmittag um zwei Uhr ruderten wir Frau von Héricourt nach Riedau hinüber. Dort nahm sie einen Wagen und fuhr ins Bernische weiter.“

„Wohin?“ „Ich glaube, zu einer Tante.“

„Das klingt alles nicht sehr wahrscheinlich.“

„Ein Zufall. Einen Tag früher, und Sie hätten Frau von Héricourt noch hier getroffen. Soll ich Ihnen den Schaffner holen, daß auch er Bescheid gebe?“

„Nicht mehr nötig. Wir befragten mit Verlaub ihn schon selbst. Aber dieser Berner Bär versteht nicht Französisch. Nicht einmal den Namen der Frau von Héricourt scheint dieser Mensch je gehört zu haben, weder er noch seine Frau.“

Nun zum zweiten Teile meines Auftrages. Le Comte d'Héricourt hat mich ferner beauftragt, Ihnen, Herr Kapitän, wegen der Tatsache, daß Sie Frau von Héricourt hier unter so eigentümlichen Umständen allein empfangen, eine Forderung auf Degen zu übersenden.“

Ried verbeugte sich zustimmend.

„Wo“, wandte der Marquis de St. Eustache sich an Kirchberg, „wäre ein geeigneter Platz, diese Forderung zum Austrag zu bringen?“

„Ich denke oben im Walde, am besten neben dem Pavillon, der Ort ist einsam, eine Störung ausgeschlossen. Ich werde die Herren führen.“

„Ich folge in fünf Minuten.“

„Auf baldiges Wiedersehen.“ Der Marquis de St. Eustache verneigte sich kühl und trat, mit dem Rücken voran, zur Türe hinaus. Kirchberg folgte.

„Albrecht!“ Angstvoll klang dieser Ruf aus der Tiefe herauf. Der Teppich schob sich beiseite, und die Türe öffnete sich halb.

Ried schlug sie ganz auf. Marie Rosés betrühtes und verwirrtes Gesicht zeigte sich.

„Wie ein Geist aus der Unterwelt“, scherzte Ried und half ihr die Stiege herauf. „Aber du kommst eine Stunde zu früh. Wir sind noch nicht zu Ende.“

„Ich weiß, ich weiß. Und du willst wirklich?“

„Warum auch nicht?“

„Gott, du sprichst da immer sehr klug von hundert überlebten Dingen und machst dich über sie lustig. Ist das, was du jetzt vorhast, vielleicht nicht überlebt?“

„Gerade so wenig wie heute noch der Krieg. Die Klugen im Lande nennen es Unsinn und haben recht. Und doch ist's nicht möglich, sich ihm zu entziehen. Wenn das Herrn von Héricourt so viel Freude macht, warum soll ich ihm die versagen? Hab' ihm doch auch genug Ärger bereitet. Selbst der beste Degen gewinnt dich ihm nicht zurück.“

„Gewiß nicht. Aber wenn dir nun ein Leid geschehe?“

„Mir? Du bist wieder einmal verwirrt, Marie Rose. Ein alter Soldat ist noch nie von einem Kammerherrn wegen gefallen.“

„Héricourt galt in Paris als sehr gewandter Fechter.“

„Um so mehr Ehre beim Spiel. Werd' mich dann von Anfang an besser zusammennehmen. Und nun hinaus mit dir in deinen sicheren Hades.“ Er öffnete die Bodenklappe und drängte sie zu ihr hin.

„Albrecht!“ Sie hing an seinem Hals und hatte alle Fassung verloren.

„Es ist schade um deine schönen Augen, Marie Rose, viel zu schade.“ Er küßte sie lange. „Marie Rose, sieh, diesen Kuß nehm' ich mit als Schwertfeger. Er wird mich schützen.“ Er stützte sie beim Abstieg. Die Türe fiel zu, und Ried eilte aus dem Zimmer. — — —

Als er beim Pavillon ankam, stand schon alles bereit. Kurze eilige Begrüßung. Ried nahm den ihm angewiesenen Platz an. Kirchberg trat ihm rückwärts zur Seite.

„Fertig? . . . Los!“

Die Degen kreuzten sich, umwandten, umschlangen, verkrampften sich spielend. In raschem, scharfem Ausfall stieß Herr von Héricourt eine gut angelegte Quart. Gerade, daß es Ried noch gelang, sie im letzten Augenblick zu parieren. Marie Rose hatte recht. Héricourt war ein guter Fechter, ein besserer als er ihm zugetraut. Er hatte ihm da Abbitte zu leisten.

Schon tanzten die Klinge wieder und spielten sich selbst dazu auf, wirbelten um einander, daß das Auge kaum mehr zu folgen und nur mehr die federnde Hand die Fühlung zu halten vermochte. Finten wechselten mit Stößen. Pariser Schule, dachte Ried, feiner und eleganter, gefährlicher als die deutsche. Wie rasch und klein dieser verdammte Héricourt seine Paraden machte, wie gewandt sich nun seine Klinge um die seine herumschlich. Zum Hentzer. Noch eh' er das zu Ende gedacht, fuhr ihm der schlankte Stahl mitten in und durch den Hals. Nein, nein, diesmal schien er sich doch versehen zu haben, da hatte er denn doch auch noch mitzusprechen gehabt. In der letzten Viertelsekunde war es ihm geblüht, die tüd-

se Klinge wegzustoßen. Nur die Haut hatte sie ihm noch tüchtig geritzt und ihm einen kleinen Aderlaß verordnet. Aber nichts von Bedeutung.

Weiter denn. Nied wurde wärmer. Einige Male glaubte er Héricourt zu haben. Aber dieser suchte, als ob ihm der Satan, der als grüner Junfer hier unter den Eichen getanzt, die Hand führe. Hieb- und stichfest schien er zu sein.

Wie schön war jüngst ihr Fest hier im Walde gewesen. Die Mondnacht dann und was später kam. Wenn er jetzt fiel, er hatte das volle Leben in den Armen gehalten. Jetzt aber winkte ihm das beste, ein Dasein neben einer Frau, die er liebte wie noch keine; Schaffensfreude als freier Mensch, der sich selbst befaßt, den kein anderer mehr wie einen Pudelhund herumkommandieren konnte. —

Einige heftige Ausfälle Héricourts weckten ihn aus seiner Träumerei.

Die Frau, die Frau Marie Rose. Um ihretwillen mußte er den anderen da, der immer so wöttisch und überlegen vor sich hinlächelte, unter sich zwingen. Während fuhr seine Klinge der des Gegners entlang, zischte, daß die Funken sprühten und fuhr dem anderen in den Leib. In hohem Bogen flog Héricourts Degen weit in die Büsche und fiel klirrend dort nieder.

„Eine prächtige Terz!“ rief Kirchberg in heller Freude.

„Die Schulter durchbohrt“, hörte er auf der anderen Seite reden, wo Héricourt von seinen Freunden aufgefangen in deren Armen ruhte. „Kampfunfähig“, drang es von neuem an sein Ohr. — „Marie Rose gerettet“, sprach es in ihm.

Ein förmlicher Gruß nach allen Seiten. Während Kirchberg den Fremden beim Herabbringen des Verwundeten behilflich war, ging Nied allein zum Hause zurück. Das Blut fidierte ihm weiter den Hals hinunter. Aber was kümmerte ihn der Krieger? Im Hofe angekommen, rief er nach Gabriel Engel, erklärte ihm den Vorgang und ließ sich von ihm die Wunde verbinden. Dann eilte er auf sein Zimmer und öffnete die Falltür. Schon hingen ihre Augen an dem weißen Tuche. „Nichts“, sagte er, „ein Riß wie von einem Dorn.“

„Gottlob. Und er?“

„Schwerer — aber nichts, woran man stirbt. In vier Wochen kann er nach Paris reisen.“

„Auch hierfür ein Gottlob.“ Lange lag sie an seiner Brust.

Nied rüdt einen Stuhl ans Fenster und zwang sie, sich wieder zu setzen. „Sieh dir noch einmal alles an, Marie Rose, die Wiesen, die Pappeln, Berg und See, nimm den Duft der Rosen und des blühenden Weines in dich auf. Trag das fort mit dir als letztes Bild der Heimat. Wir reisen sofort.“

Sie nickte dazu, nicht traurig aber ernst. —

Als Héricourts Kahn vom Ufer abgestoßen war, gab Nied die nötigen Anordnungen. Das schwere Lastboot, das unten im Hafen lag, wurde bereitgestellt, das Segel nachgeschaut. „Nach Viel“, sagte Nied zu Gabriel Engel. „Dort stehen längst unsere Pferde bereit. Von dort aus geht die Reise nordwärts, den Rhein hinab nach Holland.“

Während ihr Gepäc eingeladen wurde, nahm er den Schaffner beiseite: „Ihr habt mir Zuflucht gewährt, wie man sie nur einem guten Freunde zubilligt. Habt Euch durch nichts beirren lassen. So laßt mich auch mit Euch reden wie mit einem guten Freunde. Ihr wißt, mein eigener Weg geht ins Ungewisse, ich kann Euch nicht groß danken. Mein väterlich Gut ist verkauft. Aber seht“, er zog eine Urkunde aus der Tasche und gab sie Engel in die Hand, „einen schönen Hof hab ich ausgenommen und ihn Euch zuschreiben lassen. Wenn Euch einmal der Herrendienst beschwerlich werden sollte, dann zieht dort ein. Dort seid Ihr dann Euer eigener Herr.“ Gabriel Engel wußte noch nicht, was er sagen sollte, und drückte dem alten Kriegsgefährten lange schweigend die Hand. —

Am frühen Nachmittag glitt das schwerbeladene Boot aus dem Hafen. Kurze, wuchtige Ruderschläge, von Gabriel Engel und dem Knechte geführt, trieben das Fahrzeug vom Ufer weg. Ein breites Segel entfaltete

sich, und wie ein großer Wasservogel rauschte das Boot nun rascher dahin. Vom Ufer winkten nochmals Frau Engel und Gertrud.

Neben dem Steuer, das Gabriel Engel bediente, standen Nied und Marie Rose. „Unser Paradies“, sprach sie vor sich hin. „Heute haben wir es verloren.“

„Sieh nicht mehr zurück“, erwiderte Nied und zog sie von dem Bilde der immer kleiner werdenden Tafel in das Vordertheil des Schiffes fort, wo Kirchberg und Therese sich bereits auf einen Koffer gesetzt hatten. „Schau vorwärts. Paradiese gibt es allenthalben. Man muß sie nur in sich tragen. Dann wird man sie überall finden. Hilf es mir suchen, unser neues, kommendes Paradies der Zukunft.“

Ein neuer Händedruck jagte ihm, daß Marie Rose eines guten Willens war. —

Die beiden haben in der Neuen Welt gefunden, was sie gesucht, ihr Haus im Grünen, gute Freunde, ein freies, unabhängiges Leben in kleinem, wohlgefinntem Kreise.

Herr von Héricourt kehrte nach Paris und Versailles zurück. Feurbrulc verkaufte er. Einige Jahre später brannte das Schloß nieder. Schutt und Steine hielten sich die Winger und Landleute, wenn sie zu bauen hatten, brachten auch das Ackerland und die Weinberge allmählich an sich. Am längsten standen noch die Linden. Aber schließlich hat auch sie die Art eines Gewinnsüchtigen gefällt. —

So weiß man nichts mehr von dem Schloß und seinen Besitzern, seinem Park und prächtigen Garten, Vineta. — Nur ganz alte Leute vermögen sich noch einer Sage zu entsinnen, die von der letzten Schloßfrau erzählt. Auf einem weißen Pferde ritt sie allein weit herum und kannte keine Furcht, obwohl ihr viele nachsahen. Denn sie war so schön wie keine andere Frau rings im Lande.

Was den Männern, die ihr nachstellten, nicht gelang, glückte schließlich dem Teufel. Als grüner Junfer verkleidet, hat er auf einem mächtigen Rappen, aus dessen Rüstern Rauch und Feuer schlug, in einer schwarzen, stürmischen Nacht ihr weißes Pferd am Zügel ergriffen und sie weggeholt. Warum und was ihre Schuld gewesen, weiß niemand. Denn die Frau hatte immer für gut gegolten. Seitdem aber hat man nichts mehr von ihr gehört.

— E n d e . —

Das Leben.

Vrohrend saust der Hammer der Zeit,
Schallend bis in die Ewigkeit,
Auf uns hernieder mit hoher Gewalt
Und schmiedet des Lebens Wechselgestalt.
Formet die Menschen mit jedem Schlage,
Bestimmt das Leben mit jedem Tage,
Rufet zur Arbeit, zur Pflicht,
Fördert zu Grabe und nach dem Licht.
Prägt die Geschichte mit flammenden Eisen,
Läßt sich von niemand des Rechts verweisen.
Und in des Lebens Widerschein
Werden wir immer der Amboss sein. —

Reinhold Dabst 1904.

Brautichau.

Von Marianne v. Ziegler.

„Kurz und gut“, so schloß der alte Herr v. Warfentzin auf Strehlow die längere Rede, „über den Büchern des trauerst du deine ganze Jugend!“

Die hübsche Erika, die, ein Bild der Gesundheit, neben dem alten Herrn im Wagen saß, versuchte zu widersprechen: „Aber, Großvater...“ Unjont. Was in diesem grauen Kopfe festsaß, war nicht mehr zu entwurzeln.

„Nur immer Studium und Professoren — wo bleibt da der nötige Ausgleich?“

„Oh!“ dachte Erika.

„Ihr junge Mädchen habt nun einmal eine gewisse Schen vor dem Manne. Ihr kennt das Leben nicht. Aber ich kenne es. Ich muß für Nothigkeiten sorgen. Du bleibst ja lieber auch diesmal nur kurze Zeit hier, also, ohne Umschweife!“

heute abend wirst du einen jungen Mann kennen lernen, der nach allem, was ich höre, sehr geeignet scheint, dein Gatte zu werden!"

"Aber, Großvater..."

"Fräulein Eugenie, die uns eingeladen hat, ist eine ganz vortreffliche Dame, und ihr Kesse, um den sie sich wie eine Mutter annimmt, und dem sie, nebenbei bemerkt, ihren ganzen Besitz zugeordnet hat..."

Erika nickte ergeben. Mit dem guten Großvater war nichts anzufangen. Er hatte sein festgefügtes Bild von der Welt und von ihrer Person; und es war rein unmöglich, die offensichtlichsten Irrtümer darin zu korrigieren. Also ließ sie ihn reden und lächelte etwas zerstreut, denn der Kesse des Fräuleins Eugenie interessierte sie gar nicht. Die beiden Strehlowers Braunen gingen einen gemächlichen Trab, der sie fast einschläferte. Nicht ohne Sehnsucht dachte sie an ein gewisses Krafttrab, auf dessen Sozius sie an schönen Wochenenden in ganz anderem Tempo durch die Welt zu flitzen pflegte.

Als der Wagen endlich vor dem stattlichen Hause auf dem stillen Marktplatz hielt, stand Fräulein Eugenie schon hinter den Spitzengardinen auf der Lauer. Ob diese Erika, die sie zuletzt als Kind gesehen hatte, auch wirklich würdig war, ihren Ernst anvertraut zu bekommen? Auf das Urteil eines Großvaters war kein rechter Verlaß. ... Oh, dachte sie, durch die Vornette spähend, den Männern möchte das Mädchen schon gefallen: frisches Gesicht, gute Haltung — die schlanken Beine zeigte sie natürlich unter einem lächerlich kurzen und bunten Kleid weit mehr als nötig war. ... Immerhin, hier würde Ernst mit seinem gediegenen Geschmack schon nach dem Rechten sehen. Und so ging sie in freundlicher Absicht den Gästen entgegen. Erika knickte, sagte kaum Ja und Nein und ließ neugierige Augen über die etwas verblichene Pracht wandern, zu der Fräulein Eugenie in ihrem besten Seidenen und goldgelbem Transformationskleide vortrefflich paßte.

Ein gelangweilt aussehender junger Mann betrat ohne Eile das Zimmer. „Ernst, mein lieber Junge!“ so begrüßte die Tante aufmunternd sein Erscheinen. „Verehrter Herr v. Warlenthin, erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Kessen, ich darf wohl sagen, meinen Pflegesohn..."

"Nüchtern", stellte sich dieser, den Redestrom unterbrechend, knapp und sachlich selbst vor, martierte eine nachlässige Verbeugung und schien entschlossen, der jungen Dame, die halb abgewandt ein Reisealbum betrachtete, keinerlei Aufmerksamkeit zu schenken. Diese jedoch fuhr beim Klang seines Namens in die Höhe, das Album glitt auf den Teppich und ihr lachender Mund blieb sekundenlang offen stehen. Ernst Nüchtern, trotz seiner inneren Widerstände gegen Tante Eugeniens Absichten kein unhöflicher Mann, bückte sich nach dem Buch, reichte es dem Fräulein, dessen Gesicht er dabei endlich ansehen mußte — und bestimmt wäre ihm ein unüberlegter Ausruf entfahren, wenn ihm nicht Erika, rascher gefast, mit dem scheinbaren Lächeln einen energischen Tritt verleiht hätte.

Meine Enkelin, Fräulein Westerhold", erklärte zärtlich der Großvater. Die jungen Leute verneigten sich mit roten Köpfen gegeneinander. Dann drohte eine Verlegenheitspause. Wie schade, daß Ernst so schüchtern ist, dachte Tante Eugenie. Aber um so nötiger, daß man sich um ihn annimmt. Wenn nur diese Erika — sie trägt sogar einen kurz geschnittenen Bubentopf — wirklich die Frau ist, die ich für ihn suche?

Herr v. Warlenthin wunderte sich; daß ein junger Mann, und wie sein prüfender Blick sofort festgestellt hatte, ein ganz richtiger Mann, kein Militärdienstuntauglicher, beim Anblick eines hübschen Mädchens nicht so sehr erfreut als verlegen schien. ... früher war das anders gewesen, dachte er nicht ohne Stolz.

Erika zeigte sich als Erste der Lage gewachsen und machte Konversation: „Sie leben wohl immer hier, Herr Nüchtern?“ „Doch nicht, anständiges Fräulein“, antwortete er nach einigem Räuspern. „Ich beende eben meine Studien in München.“

„Wie merkwürdig! Dort studiere ich ja auch! Daß wir uns da nicht begegnet sind?“

„Ich finde das ganz natürlich“, erklärte der Großvater, „da du so überreifer arbeitest, mein Kind!“

Nach und nach stellten sich noch Sanitätsrats, Oberamtmanns und ein älteres Ehepaar von einem der umliegenden Güter ein. Ernst und Erika lehnten am Flügel, blätterten in den Notizen und sahen sich lachend an. „Nein, Ernst, wie komisch! Ich hatte ja keine Ahnung, daß du der berühmte Kesse bist, den seine Tante verheiratet will!“

„Will sie das? Der Teufel soll..."

„Nun, Ernst, sie tut es doch zu deinem Besten!“

„Daß sie dann gerade auf dich verfallen ist! — Du kannst dir übrigens was drauf einbilden, daß sie mich der Ernst!“

„Die Arme — daran ist natürlich mein Großvater schuld,

der sich seine verdrehten Vorstellungen nicht nehmen läßt. Er wird mich wieder als sein Ideal von einem Mädchen geschildert haben. Er will mich ja auch so gern verheiraten. Verliert, nicht?“

„Was willst du? Man muß Geduld mit den alten Leuten haben; sie wissen es nicht besser. Und jetzt also?“

„Wieso?“

„Wie soll es jetzt weitergehen?“

„Nun, wie bisher. Aber damit sie zufrieden sind, kannst du ja meinetwegen um mich anhalten, und ich gebe dir einen Korb.“

„Ich atme auf!“

„Na also!“ — Darauf ging man zu Tisch.

Späterhin wurde in der guten Stube Kaffee und für die Herren ein Gläschen Likör gereicht. Für Erika auf Delikatessentisch immer eine schwere Stunde. Denn bei Großvaters lächerlichen Ansichten hieß es, sich die gekostete Zigarette verkneifen. Zum Trost dafür konnte sie, als gerade niemand herkam, mit weltmännischer Gewandtheit einen Kognat. Ernst lehnte alle geistigen Getränke ab, zum nicht geringen Erstaunen des alten Herrn, dem diese Charakterstärke über die Begriffe ging. Es geschah im Interesse des Trainings für die Leichtathletik-Meisterschaft, aber das ahnte Herr v. Warlenthin ebenso wenig wie Tante Eugenie, die in Ernst beharrlich einen schüchternen und personenen Gelehrten sah.

Die alten Herrschaften gruppierten sich um zwei Whistische. Tante Eugenie war nicht recht bei der Sache und vergebte ihre besten Karten. Ihre Gedanken freisten um das Glück des Kessen, für den sie sich verantwortlich fühlte. Daß er ihrem Rat dankbar gehorchen würde, daran zweifelte sie nicht. Aber ob er es auch richtig anfang? Bei Tisch war er recht still gewesen. Junge Mädchen sind nicht so leicht zu behandeln. Der gute Ernst, er hat ja von solchen Dingen keine Ahnung. Hoffentlich ist Erika imstande, über seine Schüchternheit hinweg die Vorsätze seines Charakters zu sehen.

Auch Herr v. Warlenthin spielte schlecht. Er dachte über den jungen Mann nach, der nur Wasser trank. Ein etwas unentschlossener Stubenhocker schien er schon zu sein — aber vielleicht war diese Sorte im Grunde besser als die leichtsinnigen Frechdäse von heute, die das ernste Streben seiner Erika gar nicht begreifen würden, nichts als ihren Sport im Kopfe hatten und sich unfehlbar eines Tages alle Knochen brachen. Immerhin — mußte es denn wirklich jetzt schon sein? Er wuschte sich den Schweiß von der Stirn.

Inzwischen standen Ernst und Erika auf dem Balkon und rauchten, allen lästigen Zwang abstreifend, aus Eritas Dose, die ein Geschenk von Ernst war, eine Zigarette nach der anderen. Aber so sehr sie sich dabei als Fortschrittsmenschen fühlten, der Anblick des mondbelegten Marktplatzes, auf dem zwischen hochgiebeligen Häusern ein Brunnen plätscherte, veranlaßte sie unversehens, sich höchst altmodisch zu benehmen: sie küßten sich! Dann wurde Erika wieder sachlich. „Nun los, Ernst. Dies ungestörte Beisammensein wird uns zu dem Zweck gewährt, daß du mir deine ehrbaren Absichten auseinandersetzt!“

„Wer sagt dir denn, daß ich die nicht habe?“ — Kuß.

„Etwas mehr Form, muh ich bitten!“

„Nun ja.“ — Kuß. — „Schließlich wäre es doch gar nicht so dumm! Ich habe es mir bei Tisch überlegt..."

„Darum hast du so dämlich dageessen!“

„Es ist doch wahr: Weshalb eigentlich nicht, Erika? Wir haben es freilich nicht vorgehabt. Aber warum so pedantisch? Wir haben uns doch immer famos verstanden? Und ein Risiko ist und bleibt es in jedem Fall. Also, wie sagt man nun im Stil dieses Hauses? Mein verehrtes Fräulein, wollen Sie mir Ihre Hand fürs Leben reichen?“

„Ich weiß doch nicht“, zögerte Erika, „ich wollte ja eigentlich später einen reichen alten Herrn heiraten...“ aber dann schlug sie tapfer ein. „Also meinetwegen! Machen wir den guten Leuten das Vergnügen!“

„Oho! Das ist gegen die Abrede! Du hast ausdrücklich versprochen, mir einen Korb zu geben.“

„Du Schaf!“ sagte Erika und nahm ihn bei den Ohren. „Ich tue immer, was ich mag. Merk dir das!“

Drüben ging das Spiel zu Ende. Tante Eugeniens Herz klopfte, als erwarde sie selber eine Liebeserklärung. Herr v. Warlenthin stand auf, knöpfte seinen Rock zu, verbeugte sich ein wenig steif und sagte: „Es wird Zeit, daß wir nach Hause fahren. Ich will mich nach meiner Enkelin umsehen.“

Man trat in die gute Stube. Man rief: „Ernst! — Erika!“ Ein eng verschlungenes Paar stand in der Balkontür. Erika wußte, was man von ihr erwartete. Sie fiel ihrem Großvater um den Hals und flüsterte: „Bin ich nicht ein gehorsames Kind?“

Ernst ertrug mannhafte die Umarmungen seiner Tante, die, eine Träne der Rührung zerdrückend, mit Nachdruck sagte: „Ja, wenn ich nicht für dich gesorgt hätte!“

Die Parabel vom „blauen Peter.“

Von Max Havel.

Ich besuchte einst eine große Hafenstadt und ging durch ihre schönen Straßen und über ihre weiten Plätze und sah dortselbst hochherrliche Bauten und mächtige Kirchtürme, und dann kam ich auch an stillen, träumenden Wassern vorüber, an Flets, in denen Boote schliefen, und an Binnenseen, über denen grauweiße Möwen anmutige Kurven flogen — und ich fütterte diese Möwen und sie fingen meine Bissen im Fluge auf und ließen ein zartes „Ziit“ hören — und dann ging ich zum Hafen hinaus, wo die Leviathans lagen, die gigantischen Walfische aus Holz und Eisen, die schwimmenden Häuser, die Brantsschiffe ohnegleichen, auf denen die Reisenden über den Ozean in die neue Welt hinüberfahren und zwischendurch Tennis spielen oder Romane schreiben — und ich tat meine Augen auf und bewunderte dies maritime Panorama, wie ein Grünhorn, das zeitlebens auf dem trockenen Lande gelebt hatte, ein solches Panorama bewundern mußte.

Nun gab es aber dort, bei den Landungsbrücken, eine Tafel, auf der zu lesen war: „Hafenrundfahrt.“ Und dieses Wort gab mir den Tip, eine solche Hafenrundfahrt zu machen. Ich stieg in eine Barkasse, die sich alsbald in Bewegung setzte und zunächst so hübsch und artig schaukelte, daß ich vermeinte, nach und nach seefrank werden zu müssen. Und ich habe einen sehr großen Respekt vor der Seefrankheit. Denn ich habe gelesen, daß das die Krankheit sei, wo der Mensch, der von ihr befallen wird, den einen Augenblick fürchtet, zu sterben, und den andern Augenblick fürchtet, am Leben zu bleiben. Und ich habe weiters gelesen, daß das die Krankheit sei, die den alten Bibelspruch wahr mache: „Wer da nicht hat, dem wird auch das Wenige genommen werden, das er hat!“ Was sich auf den menschlichen Magen bezieht. So daß kein Reisender genau weiß, ob er während einer Seefahrt essen oder fasten solle. Aber nun geriet die Barkasse in ruhiges Fahrwasser und ich kam an vielen prächtigen Schiffen aus aller Herren Länder vorüber — und der Kapitän der Barkasse gab mir Bescheid, ob das Monstrum, das da träge vor mir auf dem Wasser lag, ein Engländer oder ein Franzose, ein Norweger oder ein Holländer sei. Und ich war entzückt. Denn ich verstand nun den Gedanken des freien Meeres und begriff die hohe Idee eines Freihafens, der wie eine gute Mutter allen Kindern, ob sie nun blaue, rote oder grüne Müsen tragen, Unterkunft und Schutz gibt.

Aber nun fuhrten wir an einem Schiff vorüber, auf dem einige Bewegung herrschte und an dessen einem Mast eine kleine Flagge lustig flatterte. Und diese Flagge war von blauer Farbe und zeigte in der Mitte ein weißes Feld. Und der Kapitän meiner Barkasse sah nach der blauen Flagge am Mast des großen Schiffes und sagte zu mir: „Siehst du — diese Flagge dort nennt man den „blauen Peter“! Und das Schiff, das den „blauen Peter“ aufgezogen hat, sagt damit allen Seeleuten und allen Schiffen im Hafen, daß es in den nächsten sechs oder zwölf Stunden in See stechen werde. Es sagt damit: „Ich mache mich reisefertig — denn ich muß fort — auf den Ozean hinaus — meinem neuen Ziel entgegen!“ Ja, das ist die Bedeutung des „blauen Peter“!

Und wir fuhrten weiter und ich sah gewaltige Werften und schwimmende Docks, auf denen frante Schiffe lagen und wieder gesund gemacht wurden, und ich sah Biermälzer und Schoner und Passagierdampfer und Fährboote und Schuten und Zollen, und es war ein bewegtes Leben auf dem heiteren Wasser. Die Möwen flogen hin und her und schwammen gelegentlich ein Stückchen mit uns. Und ich dachte trotz des Nebelwetters: „Hier ist gut sein.“

Und dann war die Hafenrundfahrt zu Ende, der Kapitän legte an und ich stieg wieder an Land und hatte eine wunderschöne Stunde hinter mir. Und der Kapitän nahm meinen Obolus entgegen und sah wie ich, daß alles gut war.

Als ich aber am selbigen Tage wieder durch die Straßen der schönen Hafenstadt ging, fiel mir die Geschichte von dem „blauen Peter“ ein. Und nun gab sie mir einen parabolischen Sinn zu bedenken und ich wurde ernst.

Denn da liefen viele, viele Menschen an mir vorüber und liefen ihren Geschäften nach und dachten den Teufel an den „blauen Peter“. Aber mir war es gewiß, daß gar mancher dieser Menschen schon mit dieser Flagge am Gute dahinlaufe, ohne zu wissen, daß er sie am Gute trage. Denn die Menschen sind ja wie die Schiffe, die nur eine Weile im Hafen ruhen dürfen und dann wieder fort müssen — fort, hinaus auf die See, dem neuen Ziel entgegen. Aber sie wissen ja, die Armen, die Stunde ihrer Ausfahrt nicht, und so bereiten sie sich auf jene Ausfahrt auch gar nicht vor, wie es der Kapitän und die Mannschaft des Schiffes taten, das den „blauen Peter“ aufgezogen hatte.

Und so wurde mir der „blaue Peter“ ein bedeutungsvolles

Schiffszeichen, das mir flatternd zurief: „Memento vivere!“ — „Gedenke zu leben!“ — derweil du noch im Hafen bist! Und sei bereit und bereitet, jede Stunde aufzubrechen — in die See, auf den Ozean — dem neuen Ziel entgegen! Denn du weißt nicht, wann der Kapitän deiner Seele sich einfindet und den Befehl zur Ausfahrt gibt! Den Befehl, dem unweigerlich gehorcht werden muß!

Große Welt im kleinen Spiegel.

Ein Spinnenfaden ist im Verhältnis zu seiner Dicke widerstandsfähiger als eine entsprechende Stahlfange.

Der merkwürdigste Wald der Welt dürfte auf einer Hochfläche an der Westküste Afrikas liegen. Die Bäume messen am Stammende im Durchschnitt über einen Meter, aber sie werden nicht größer als etwa 30 Zentimeter und tragen nur zwei Blätter, von denen jedes über einen halben Meter breit ist.

Die am schnellsten wachsende Pflanze scheint der Bambus zu sein. Man hat beobachtet, daß er stellenweise in 24 Stunden einen halben Meter und mehr wächst.

Bis zum Jahre 1925 konnte man in England in der Münze eigenes Gold in Sovereigns umprägen lassen.

Die älteste, noch heute unveränderte Flagge einer Nation soll die dänische sein. Angeblich ist sie in ihrer jetzigen Zusammenstellung seit 1219 in Gebrauch.

Auf den Salomoninseln gilt eine Halskette aus — Käferbeinen als Zeichen der Liebe, das der Geliebten zum Geschenk gemacht wird.

Welt u. Wissen

* Ein indischer Totenerwecker. Der indische Professor Schevi Nath, ein Gelehrter, der einen gewissen Ruf besitzt, hat die indische Welt dadurch in Aufregung versetzt, daß er behauptet, er könne tote Tiere zum Leben erwecken. Wie englischen Blättern aus Delhi berichtet wird, will er dieses Kunststück mit zwei Goldfischen beweisen. Die Goldfische werden in einem Wasserbehälter durch elektrische Schläge getötet und bleiben dann 15 bis 30 Minuten tot. Dann will der Professor in Gegenwart von drei Ärzten und zahlreichen Berichterstattern die Fische aus dem Behälter herausnehmen und sie mit Hilfe von Elektrizität wieder zum Leben erwecken. Nach seiner Behauptung ist es ihm nicht nur bei Fischen, sondern auch bei Kaninchen gelungen, Tiere, die durch Elektrizität getötet waren, wieder zu beleben. Man hofft, daß es mit dieser Methode möglich sein wird, bei Unglücksfällen, die durch Elektrizität hervorgerufen worden sind, die Opfer wiederbeleben zu können.

Schmetterlingsfarben, die Millionen Jahre halten. Die Malfarben auf Gemälden des Mittelalters haben sich Jahrhunderte hindurch vorzüglich gehalten, aber das bedeutet nichts gegenüber der Haltbarkeit natürlicher Pigmente, die kürzlich von dem neuseeländischen Gelehrten Dr. R. J. Tillyard entdeckt wurde. Tillyard hat Insekten untersucht, die sich in den Schlammfichten des Staates Kansas erhalten haben. Diese Tiere, die Flügel hatten, denen unserer Schmetterlinge ähnlich, lebten in der Zeit der Permischen Formation, in einer geologischen Epoche, die von dem Sachverständigen wenigstens 100 Millionen Jahre zurückdatiert wird. Einige dieser fossilen Insekten zeigten deutlich noch Spuren ihrer ursprünglichen Färbung. Leider haben sich die Farben bald verflüchtigt, nachdem die Schuttschichten von verfeinertem Schlamm abgelöst waren, unter denen die alten Farben gegen Licht und Luft sicher waren. Die ungeheure Dauerhaftigkeit der Naturfarben wird durch diese Tatsache erwiesen, und damit werden auch frühere Berichte wahrscheinlich gemacht, die man bisher angezweifelt hat. Vor einigen Jahren fand Dr. R. D. Günther von der Universität Oxford Spuren eines rötlichen Pigments im Rückgrat eines fossilen Krokodils, dessen Alter man auf Millionen Jahre schätzte, und Geologen der Vereinigten Staaten entdeckten ein grünlisches Pigment, ähnlich dem in unsern Laubblättern, in einem mehrere 100 Fuß tiefen Brunnen in den Wüsten des Staates Nevada. Nachdem Dr. Tillyard nun die Erhaltung von Farben an den Insektenflügeln aus so fernem Vorzeiten festgestellt hat, darf man annehmen, daß die rötlichen Flecken der Krokodilsknochen wirklich Blut waren, und daß das in Nevada gefundene Pigment das von Jahrmillionen alten Blättern war.